

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- HINTERGRUND**
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Stücke, die erklären,
worum es wirklich geht

Hintergrund, Interpretation, Zusammenschau, Wolf Schneider und Paul-Josef Raue nennen sie in ihrem Handbuch die „Königsformen des Journalismus“. Die großen Zeitungen widmen ihnen die besten Seiten. Auch im Lokalen finden sich immer wieder ehrgeizige Versuche, im Sinne der Handbuchautoren erklärenden Journalismus zu bieten – mit eigenen Seiten, mit besonderen Konzepten. Der Bedarf ist groß. Spielen doch alle wichtigen Themen in die lokale Welt hinein. In den Zentren, in Brüssel, in Berlin und in den Landeshauptstädten werden die Entscheidungen gefällt, vor Ort wirken sie sich aus, und hier will der Leser wissen, worum es geht. Und auch der ganz normale Alltag hält viele Themen bereit, denen Hintergründiges nur gut tun kann.

Die Stadt der Frauen

In München leben mehr Frauen als Männer. Doch an den Schaltstellen in den einflussreichen Positionen, an den Hebeln der Macht sitzen vor allem Männer. Die Serie beschreibt, was ist und was sein könnte.

Die Jury

2. PREIS

Ohne ideologische Scheuklappen

In München leben mehr Frauen als Männer, doch an den zentralen Stellen in der Stadt sitzen vor allem Männer. Die Redaktion München/Region/Bayern nimmt Verwaltung, Kommunalpolitik, Unternehmen und andere gesellschaftliche Bereiche unter die Lupe, das eigene Medienhaus inklusive. Sie forscht nach den Gründen, ohne ideologische Scheuklappen. Porträts, Analysen und Infografiken fließen in eine 17-teilige Serie, die weitreichende Debatten und Änderungen angestoßen hat. Auf keine ihrer großen Serien hat die Redaktion mehr Resonanz bekommen. Lokaljournalismus mit Langzeitwirkung, vorbildlich recherchiert und geschrieben.

Das eigene Medienhaus nicht ausgespart

In München leben mehr als 700.000 Frauen, viele von ihnen sind überdurchschnittlich gebildet – doch an den zentralen Stellen der Stadt sitzen vor allem Männer an den Schreibtischen und anderen Orten der Macht. Wir haben uns darum die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche der Stadt vorgenommen und Fragen gestellt: Wie viele Bilder von Künstlerinnen hängen in den weltberühmten Museen der Stadt? Welche Frauen haben in den kleinen und großen Münchner Unternehmen das Sagen? Warum gibt es immer noch deutlich weniger Professorinnen als Professoren an den beiden Münchner Eliteunis? Und warum hat es noch nie eine Münchner Oberbürgermeisterin gegeben? Wichtig war uns, die Serie nicht nur zu einer bloßen Abfolge von Porträts erfolgreicher Frauen werden zu lassen, sondern zu deutlich mehr: Ziel war es, einen ehrlichen Ein- und Überblick zu geben, alle gesellschaftlichen Bereiche auszuleuchten und sich nicht nur darauf zu beschränken, einzelne herausragende und gelungene Karrieren herauszustellen.

Um nicht nur mit dem Finger auf andere zu zeigen, haben wir die Auftakt-

folge nicht nur mit einem großen Chart gestaltet („Die Münchnerin in Zahlen“), sondern auch mit einem Essay über die Lage der Frauen in einem großen Münchner Medienhaus: einer Analyse über uns selbst und Frauenkarrieren bei der Süddeutschen Zeitung.

Mit unserer Serie ist uns gelungen, was wir uns zuvor gewünscht hatten: Wir haben es geschafft, Debatten anzustoßen und an mancher Stelle sogar etwas zu verändern. Zu keiner unserer großen Serien haben wir zuvor mehr Zuschriften und Anrufe, mehr Anregungen und Ideen von unseren Lesern und auch von Münchner Entscheidern bekommen. Innerhalb der Sammlung Brandhorst, deren miserable Frauenquote wir veröffentlicht haben, wurde beispielsweise umgehend debattiert und entschieden, künftig mehr Werke von Frauen auszustellen. Gelingen ist uns auch, innerhalb unserer Redaktion noch einmal den Blick zu schärfen, Frauen (etwa als Expertinnen) und Frauenthemen einen größeren Platz, eine größere Selbstverständlichkeit einzuräumen.

Nina Bovensiepen, Katja Riedel

Noch Fragen?

Nina Bovensiepen, Ressortleiterin München, Telefon: 089/2183-435, E-Mail: nina.bovensiepen@sueddeutsche.de
 Kassian Stroh, stv. Ressortleiter München, Telefon: 089/2183 435, E-Mail: kassian.stroh@sueddeutsche.de
 Katja Riedel, Redakteurin, Telefon: 0170/7701758, E-Mail: riedel.katja@web.de

Maria, 43, Münchnerin

Ein Versuch der Annäherung
an eine Unbekannte

VON ELISA HARLAN
UND KATJA RIEDEL

Maria hat bald Geburtstag, 44 Jahre wird sie alt. Wie sie wohl feiern wird? Wahrscheinlich mit ihrem Mann Thomas und mit ihrer 13-jährigen Tochter Anna; und vielleicht will Marias Schwester Elisabeth noch dazu kommen. Die ist Single, hat keine Kinder, so wie viele der Frauen aus Marias Bekanntenkreis – und der Männer auch. München ist halt wirklich die Singlehauptstadt Deutschlands, denkt Maria, mehr als 30 Prozent der Bevölkerung leben allein, hat sie gerade in der Zeitung gelesen. Sie selbst hat mit 31 Jahren geheiratet – da war Anna schon ein Jahr auf der Welt.

Für eine große Geburtstagsparty mit vielen Gästen ist die Wohnung in Trudering zu eng. Etwas zu mieten, ist zu teuer. Sie müssen sehen, wie sie mit dem Geld auskommen. Ihr Mann arbeitet als Verkäufer in einem Kaufhaus in der Innenstadt, Maria als Bürokauffrau bei einer Versicherung. Anna geht aufs Gymnasium, sollte sie das Abitur wirklich schaffen, will Maria ihr unbedingt ein Studium ermöglichen. Aber Maria will nicht jammern – schließlich geht es ihr besser als ihrer Freundin Sabine, die ist alleinerziehend, so wie knapp 30 000 andere Münchner. Und die meisten Alleinerziehenden sind immer noch Frauen, mehr als 80 Prozent.

Maria gibt es eigentlich gar nicht – denn sie ist ein Konstrukt, das sich aus einer großen Zahlenrecherche ergibt. Einer Suche danach, wer die durchschnittliche Münchnerin ist.

Wie sie heißt, wie sie lebt und arbeitet, wie sie denkt, fühlt und konsumiert. Heraus kommen viele Zahlen: Die wichtigsten, die die Münchnerin beschreiben können, zeigt diese große Illustration.

760 916 Münchnerinnen hat das Melderegister Ende Mai dieses Jahres erfasst – etwa 20 000 mehr als Männer. Dennoch ist München keine Stadt, in der die Frauen an den wichtigen Machtpositionen in Politik und Gesellschaft, in den Verbänden, Universitäten und im Wirtschaftsleben weiblich dominiert wäre. München hatte noch nie eine Oberbürgermeisterin, im Stadtrat ist die Frauenquote zuletzt sogar wieder gesunken. An der Spitze keines der sechs Münchner Dax-Konzerne steht eine Frau, einige haben sogar keine einzige im Vorstand, die das operative Geschäft an der Spitze mitverantwortet. Und auch die beiden Münchner Elite-Universitäten werden von Männern geführt. Aktuell sind selbst unter den Studenten die Frauen mit 47 Prozent noch knapp in der Minderheit.

München ist zuletzt weiblicher geworden. Doch es gibt sie noch, die frauenlosen Reservate. Und nicht immer hätte man sie dort erwartet, wo man sie vorfindet. Zum Beispiel in den großen Münchner Kunstmuseen, in den drei Pinakotheken und der Sammlung Brandhorst, in denen gerade viele Besucherinnen die berühmtesten Werke der Kunstgeschichte bewundern. Wie viele Werke von Künstlerinnen dort derzeit gezeigt werden? Na? Es sind zehn. In den Beständen der Museen finden sich 4250 männliche und 369 weibliche Künstler. Alles andere als eine gute Statistik.

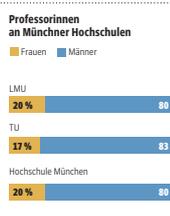
NEUE SZ-SERIE: STADT DER FRAUEN

Die Münchnerin in Zahlen – Wer sie ist, was sie denkt, wofür sie sich interessiert und wie sie lebt. Auf der Suche nach einem Konstrukt, nach der Durchschnittsmünchnerin

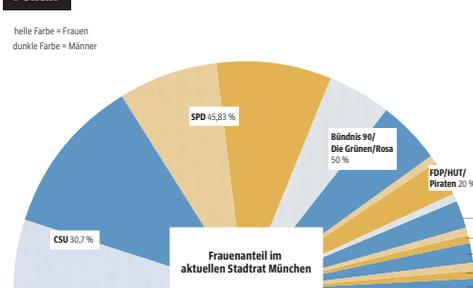
Die Münchnerin



Berufswelt



Politik



Maria, 43, Münchnerin

Ein Versuch der Annäherung an eine Unbekannte

VON ELISA HARLAN UND KATJA RIEDEL

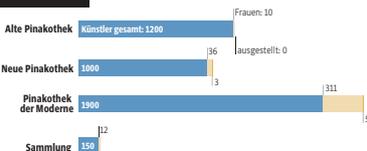
Maria hat bald Geburtstag, 44 Jahre wird sie alt. Wie sie wohl feiern wird? Wahrscheinlich mit ihrem Mann Thomas und mit ihrer 13-jährigen Tochter Anna; und vielleicht will Marias Schwester Elisabeth noch dazu kommen. Die ist Single, hat keine Kinder, so wie viele der Frauen aus Marias Bekanntenkreis – und der Männer auch. München ist halt wirklich die Singlehauptstadt Deutschlands, denkt Maria, mehr als 30 Prozent der Bevölkerung leben allein, hat sie gerade in der Zeitung gelesen. Sie selbst hat mit 31 Jahren geheiratet – da war Anna schon ein Jahr auf der Welt. Für eine große Geburtstagsparty mit vielen Gästen ist die Wohnung in Trudering zu eng. Etwas zu mieten, ist zu teuer. Sie müssen sehen, wie sie mit dem Geld auskommen. Ihr Mann arbeitet als Verkäufer in einem Kaufhaus in der Innenstadt, Maria als Bürokauffrau bei einer Versicherung. Anna geht aufs Gymnasium, sollte sie das Abitur wirklich schaffen, hat Maria ihr unbedingt ein Studium ermöglichen. Aber Maria will nicht jammern – schließlich geht es ihr besser als ihrer Freundin Sabine, die ist alleinerziehend, so wie knapp 30 000 andere Münchner. Und die meisten Alleinerziehenden sind immer noch Frauen, mehr als 80 Prozent. Maria gibt es eigentlich gar nicht – denn sie ist ein Konstrukt, das sich aus einer großen Zahlenrecherche ergibt. Einer Suche danach, wer die durchschnittliche Münchnerin ist.

Wie sie heißt, wie sie lebt und arbeitet, wie sie denkt, fühlt und konsumiert. Heraus kommen viele Zahlen: Die wichtigsten, die die Münchnerinnen beschreiben können, zeigt diese große Illustration. 790 916 Münchnerinnen hat das Melderegister Ende Mai dieses Jahres erfasst – etwa 20 000 mehr als Männer. Dennoch ist München keine Stadt, in der die Frauen an den wichtigen Machtpositionen in Politik und Gesellschaft, in den Verbänden, Universitäten und im Wirtschaftsleben weiblich dominiert wären. München hatte noch nie eine Oberbürgermeisterin, im Stadtrat ist die Frauenquote zuletzt sogar wieder gesunken. An der Spitze keines der großen Münchner Konzerne steht eine Frau, einige haben sogar keine einzige im Vorstand, die das operative Geschäft an der Spitze mitverantwortet. Und auch die beiden Münchner Elite-Universitäten werden von Männern geführt. Aktuell sind selbst unter den Studentinnen die Frauen mit 47 Prozent noch knapp in der Minderheit. München ist zuletzt weiblicher geworden. Doch es gibt sie noch, die frauenlosen Reservate. Und nicht immer hätte man sie dort erwartet, wo man sie vorfindet. Zum Beispiel in den großen Münchner Kunstmuseen, in den drei Pinakotheken und der Sammlung Brandhorst, in denen gerade viele Besucherinnen die berühmtesten Werke der Kunstgeschichte bewundern. Wie viele Werke von Künstlerinnen dort derzeit gezeigt werden? Na? Es sind zehn. In den Beständen der Museen finden sich 4250 männliche und 369 weibliche Künstler. Alles andere als eine gute Statistik.

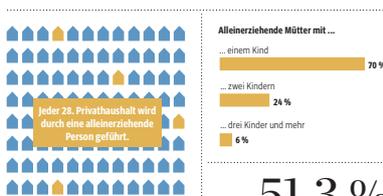
Wohnen



Kunstwerke



Familie



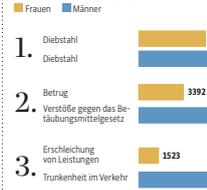
Armut



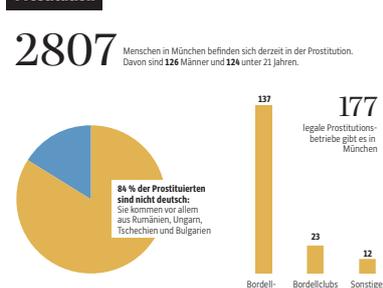
Kriminalität



Die am häufigsten begangenen Straftaten:



Prostitution



Frau am Steuer

Ist sie auch wirklich hart genug für den Job? Plant sie heimlich eine Babypause? Und muss am Ende womöglich ein Mann zurückstecken? Mit weiblichen Führungskräften tun sich viele Münchner Betriebe noch immer schwer. Die SZ ist da nicht unbedingt eine Ausnahme

VON NINA BOVENSIEPEN

Manchmal wirkt sie ja schon weit weg gerückt. Doch just, wenn dieses Gefühl überhandgenommen hat, kann es passieren, dass sie mit Karacho herunterzukrachen scheint. Bumm. Von wegen weit weg. Da ist sie wieder: die gläserne Decke.

Ein Beispiel aus dem Bekanntenkreis. Es geht um eine gut laufende Kanzlei in Bayern, für die sich der Senior, um die 70, um seine Nachfolge kümmert. Zwei seiner Kinder arbeiten im Unternehmen, beides top ausgebildete Juristen, beide ehrgeizig und tough. Der Unterschied: das eine ist der Sohn, das andere die Tochter. Nahezu beiläufig erfährt sie eines Tages, dass der Vater längst festgezurr hat, wer in der Chefposition nachrücken soll. Er, der Bruder. Der Grund? Es könne ja sein, dass die Tochter bald wegen einer Babypause ausfalle. Klar, kann sein. Genau so, wie es sein kann, dass dem Junior plötzlich einfällt, er habe zu wenig von der Welt gesehen oder dass er in eine Elternzeit verschwindet, wie es heute viele Väter tun.

Der Fall ist typisch, wenn es um den Aufstieg von Frauen in Führungsjobs geht. Bis zu einer bestimmten Hierarchie kommen sie heute leichter nach „oben“. Aber ganz oben hakt es oft gewaltig. In Unternehmen, ob klein oder groß, in der öffentlichen Verwaltung, in Wissenschaft oder Spitzengastronomie. Die Quotedebatten bewirken etwas, aber es ist immer noch zu wenig.

Warum ist das so? Und wie stellt sich die Situation speziell in München dar? Das ist das Thema einer neuen SZ-Serie im Lokalteil. Sie leuchtet die Rolle von Frauen in vielen Bereichen der Gesellschaft aus. Sie untersucht, wie Frauen Städte bauen und Kunst sammeln, wie sie Firmen gründen oder das gestalten, was sie von ihren Vätern und manchmal Müttern übernommen haben. Auch um die Rolle der Frau in den Münchner Religionsgemeinschaften oder den großen Sportvereinen geht es.

Bevor wir auf andere schauen, beginnen wir mit einem Blick auf uns. Die *Süddeutsche Zeitung* ist eine Münchner Zeitung und in der Stadt tief verwurzelt, wir sind kein internationaler Großkonzern, aber ein wichtiger Bestandteil der Medienbranche – auf welche bei dem Thema Frauen auch kritisch geschaut wird. Wie sieht es also bei der SZ mit Frauen in Führungspositionen aus, mit der Förderung von weiblichem Nachwuchs? Wo geht es voran, wo hakt es?



Weibliche Vorbilder – wie sie München prägen und wo sie noch fehlen
SZ-Serie · Folge 1

Sicher ist so viel: Es geht voran. Und es hakt. Das zeigen allein die Zahlen. Im Impressum der SZ, das die leitenden Redakteure auflistet, sind heute neun Frauen zu finden. Ihnen stehen 36 Männer gegenüber. Macht einen Frauenanteil von 20 Prozent. Damit liegt die SZ zwar deutlich hinter anderen Leitmedien wie der *Zet*, die laut der Journalisten-Initiative Pro Quote inzwischen einen Führungsanteil von 36,7 Prozent erreicht hat. Gemessen an der SZ, wie sie vor einigen Jahren war, hat sich trotzdem enorm viel getan.

Dass es vorangeht, hat mehrere Gründe. Die gesellschaftliche Debatte mit der Forderung nach Quoten ist einer. Auch bei der SZ haben damit neuartige Diskussionen be-

gonnen. Denn obwohl die Zeitung sich gerne liberal und modern präsentiert und obwohl sie schon immer exzellente Autorinnen hatte: Frauen, die in eine Führungsposition wollten, wurden bis vor einigen Jahren häufig schlicht nicht ernst genommen. Sie seien zu jung oder zu unerfahren, wurde ihnen beschieden, während Männer im gleichen Alter selten als jung oder unerfahren galten. Zu einer Veränderung hat zudem der Erkenntnis der (rein männlich besetzten) Chefredaktion beigetragen, dass eine zu große Männerdominanz für die Zeitung, auch inhaltlich, nicht das Beste ist. Denn unter den Lesern der SZ sind jede Menge Frauen. Daher ist es wichtig, in der Frauenförderung voranzukommen.

So hat, später als in manch anderen Branchen, bei der SZ und vielen Medien ein Prozess eingesetzt, in dem unter anderem „Frauen-Arbeitsgruppen“ berufen wurden und in dem es bisweilen heftig geknirscht hat – und immer noch knirscht. Zwischen Frauen und Männern. Auch zwischen Frauen und Frauen. Bekanntlich machen Frauen es Frauen nicht immer leicht. Sie verfügen nicht über eng geknüpft Netzwerke, was auch nicht sein muss – wobei sie sehr hilfreich sein können. Zudem sind Frauen oft zu kritisch oder missgünstig einander gegenüber, was auch nicht immer sein müsste. Zugleich sind nach wie vor Stereotype in vielen Köpfen verankert: Männer sind ehrgeizig und tough, wenn sie nach oben drängen; Frauen sind zickig und verbiebt, wenn sie das gleiche tun.

Und natürlich ist das Thema ein Reizthema. Als 2013 bei der SZ auf einen Schlag mehrere Ressortleiterinnen berufen wurden, reagierten Branchendienste mit Anerkennung. Intern aber diskutierten Kollegen, nicht nur Männer, darüber, wer darunter nur „Quotenfrauen“ seien. Zudem erklangen sorgenvolle Töne männlicher Kollegen, die ihre Karrierechancen zerrinnen sahen, nun, wo überall Frauenpower Einzug halte.

Um solche Ängste zu relativieren, reicht in der SZ an manchen Tagen immer noch ein Besuch in der Redaktionskonferenz. Dort sitzen in der Regel zwei bis vier Frauen mit gut 20 Männern zusammen und diskutieren über die Zeitung, über das, was auf der Welt und im Internet los ist, und was sonst noch zu besprechen ist. Dabei

kann an schlechten Tagen eine aufgeladene Atmosphäre entstehen, in der Versuche von Kolleginnen, über „weiche“ Themen zu reden, gnadenlos zum Scheitern verurteilt sind. Also etwa Fragen wie jene, wie viele Frauen täglich in der SZ als Autorinnen auftauchen, ob in mancher Bildauswahl nur Gedankenlosigkeit oder schon Chauvinismus zu erkennen ist, und ob sich das Arbeitsklima verbessern würde, wenn wir das redaktionelle Umfeld „freundlicher“ gestalten. Das kann dann Augenverdrehen oder wortgewaltige Gegenreden auslösen.

In dieser Runde ist in der Führungsriege der meisten Ressorts der SZ ist es letztlich wie in Münchner Dax-Konzernen und vielen kleinen oder mittelständischen Betrieben in der Stadt ebenfalls: Es ist noch nicht jene kritische Masse an weiblicher Beteiligung erreicht, die es braucht, damit „das Frauenthema“ nicht „das Frauenthema“ ist, sondern damit ein Klima herrscht, in dem weiblicher Einfluss selbstverständlicher Teil des Alltags ist. Themen und Problemlösungen ändern sich, je gemischter Teams sind, Sichtweisen, Einstellungen und Ergebnisse auch. Stichwort Ergebnisse: Darum geht es ja – es geht darum, das beste Produkt zu machen. Die besten Häuser zu bauen, die beste Technologie zu produzieren, oder eben Lesern eine richtig gute Zeitung zu präsentieren. Die entsteht, wenn die besten Leute daran arbeiten. Nicht strikt nach Quote ausgewählt, sondern nach Qualifikation. Männer wie Frauen. Theoretisch wissen das alle, praktisch haben wir Aufholbedarf – in der Zeitungsredaktion wie in anderen Münchner Betrieben.

Doch auch, wenn der Wille größer geworden ist, kann der Prozess ins Stocken geraten. Frauen, die selbst in Führungspositionen gestalten können, müssen dann mitunter einräumen, dass es leichter war, einst über die Zustände zu jammern, als nun die Zustände selbst zu verändern. Es lässt sich ja leider nicht mehr einfach den Chefs in die Schuhe schieben, wenn es zu langsam geht. Wir müssen uns fragen, was die Gründe sind. Wir müssen uns manchmal eingestehen, dass für einen freien Führungsjob keine einzige Frau die Hand hebt. Ein Grund mag sein, dass es nicht genügend flexible Arbeitsmodelle gibt. Dann



FOTO: BENE KOHLMANN

760 916 Münchnerinnen

waren am 31. Mai dieses Jahres im Melderegister der Stadt erfasst. Zahlennäßig sind die Frauen damit bei 739 644 Männern in der Mehrheit. Das war auch schon bei der ersten getrennten Berechnung der Fall. So waren im Jahr 1794 in der Stadt 18 960 Münchnerinnen und 15 317 Münchner registriert. Bei einer Zählung im Jahr 1813 gab es mehr Männer als Frauen. Im Jahr 1900, als München knapp an der 500 000-Einwohner-Marke kratzte, teilte sich dies in 243 762 Männer und 256 170 Frauen auf.

müssen wir Chefs und Personal er überzeugen, mehr zu ermöglichen. Wenn es andere Ursachen sind, müssen wir daran arbeiten.

Wenn heute keine Frau nach den Leitungsposten greifen mag, müssen wir dafür sorgen, dass es morgen mehr tut. Dass ein Klima entsteht, in dem junge Frauen Lust haben, Verantwortung zu übernehmen – sei es für ein Zeitungsressort oder die Abteilung einer Versicherung. Was das betrifft, gibt es, das ein Eindruck aus dem persönlichen Erleben, Grund zur Zuversicht. Denn wenig sichtbar ist oft, was sich unter der obersten Führungsebene tut; bei der SZ angefangen bei der Auswahl von Volontären, fortgesetzt bei der Besetzung von Redakteursstellen und niedrigeren Führungsebenen. Hier ist die Zeitung viel weiter als früher. Heute spielt die Frage nach dem Anteil von Frauen und Männern bei nahezu jeder Personalauswahl eine Rolle. Das Thema ist in Zielvereinbarungen für Führungskräfte verankert. Und, noch wichtiger: Es ist in den Köpfen verankert. In vielen jedenfalls.

Trotzdem dauert es ungeduldrig Kolleginnen viel zu lange. Sie wünschen sich

mehr Tempo. Sie klagen darüber, dass in den „Schaltstellen“, am Newsdesk, in der Chefredaktion, immer noch keine oder zu wenig Frauen zu finden sind. Ja, das ist so. Bei anderen Kolleginnen ist es wiederum schwierig, sie zu überzeugen, zur Beschleunigung beizutragen, den Wandel mit zu gestalten. Damit dreht man sich dann manchmal im Kreis, etwa wenn Frauen davor zurückschrecken, mehr Verantwortung zu übernehmen, und das damit begründen, dass ihnen das Haus noch zu sehr männlich dominiert sei. So wird es zäh. So können sich eingefahrene Muster nicht verändern.

Alle Frauen in verantwortlichen Positionen, nicht nur in der Medienbranche, können von diesen Mustern und Ritualen berichten. Etwas von jenen erstaunten Blicken, die (insbesondere etwas älteren) männlichen Gesprächspartnern ins Gesicht geschrieben stehen, wenn sie realisieren, dass sie eine Frau plötzlich ernst nehmen müssen und es sich nicht um die Sekretärin des Chefs handelt, der gleich um die Ecke kommt. Oder über Winkelzüge von Kollegen, die über die eingespülte Männerbünde versuchen, eine Chefin aufzulaufen zu lassen. Oder von Bemerkungen wie jener, auch dies eine Rand-Episode aus dem persönlichen Erleben, die dem Mann einer früheren Kollegin auf einem Fest herausrutschte: „Und so was geht jetzt bei der SZ...“ Sein Blick musterte dabei skeptisch diese Frau vor ihm, die jetzt den Job macht, den vorher ein „gestandener Mann“ hatte.

Ja, so was geht jetzt. Und es fühlt sich oft schon sehr gut an. Zwischenchur gibt es aber Tage, an denen die Glasplatte sehr real zu sein scheint. Tag, an denen wieder eine junge Kollegin da sitzt, die aufzählt, wie viele ähnlich qualifizierte Männer an ihr vorbeigezogen seien bei der Bewerbung um einen Korrespondentenposten. Oder wenn die Eignung einer Frau für einen Job mit der Begründung infrage gestellt wird, dass sie zu wenig „Ellenbogen“ besitze oder dass sie für ein männerdominiertes Umfeld nicht durchsetzungsstark oder gar trinkfest genug sei. Gibt's nicht? Doch, gibt es. Es hakt eben noch. Aber trotzdem: Es geht voran.

► **Thema des Tages**

In der nächsten Folge am Montag lesen Sie: Frauen in der Aufsichtsräte – aber wie?

Die einflussreichsten Frauen Münchens Ja, es gibt sie, aber es sind wenige. Sie stehen an der Spitze der größten Münchner Konzerne. Die Quote in den Vorständen börsennotierter Unternehmen ist dennoch schlecht. Sie zu verbessern, ist alles andere als ein Kinderspiel

Weiblich, mächtig, anders

In den Vorständen der Münchner Unternehmen dominieren immer noch Männer. Doch auch Frauen haben es inzwischen in die Führungsriege der Konzerne geschafft. Bei der Stadtparkasse ist es zum Beispiel Marlies Mirbeth

VON ANN-KATHRIN ECKARDT

Am runden Besprechungstisch sitzt – die Revolution.

Als erstes fällt auf: Sie empfängt allein, ohne den im Haus üblichen Bestand eines Presseprechers.

Als zweites: Die Revolution hat eine Schwäche für Mode. Unter dem dunkelblauen Blazer wagt eine weiße Bluse. Ein gemustertes Rock betont die schlanke Figur. Unter dem Tisch hat sie die Beine übereinander geschlagen, leicht schräg, so dass vom unteren Fuß nur die Spitze der schwarzen Lackpumps den Boden berührt.

Und dann springt da noch die gezeichnete Skizze eines nackten Männeroberkörpers ins Auge. Von ihrem Schreibtisch aus hat die Revolution den Mann fest im Blick. Vor einem sitzt Marlies Mirbeth – die erste Frau im Vorstand der Stadtparkasse München seit 180 Jahren.

Die Lehre bei der Bank ist ein pragmatischer Entschluss. Lieber wäre sie Sportlehrerin geworden

Wann genau die Bauerstochter aus Regensburg zu einer der erfolgreichsten Frauen der deutschen Finanzwelt wurde, ist schwer zu sagen. Anfang 2004, als sie bei der HypoVereinsbank München Leiterin des Bereichs Privatkunden wurde, Herrin über 116 Filialen und 1300 Mitarbeiter? Oder im November 2006, als sie zur Stadtparkasse München wechselte und dort einen der vier Vorstandsposten übernahm? Sicher lässt sich sagen: Sie war und ist eine der sehr seltenen Managerinnen in der Männerwelt der Banken.

Als Revolutionärin würde sich die 58-Jährige trotzdem nie selbst bezeichnen. Eher als Menschen, der in seinem Leben oft zur richtigen Zeit am richtigen Ort war und das Glück hatte, gefordert zu wer-

den, lange bevor es das Wort Frauenquote überhaupt gab. In ihren eigenen Worten sagt Marlies Mirbeth das so: „Es gab in meinem Berufsleben immer jemanden, der mir mehr zugehört hat als ich.“



Weiblich Vorbilder – wie sie München prägen und wo sie noch fehlen
SZ-Serie • Folge 4

Nach dem Realchulubschluss ist die Lehre bei der Hypo Bank in Regensburg zunächst eher eine pragmatische Entscheidung. „Ich wäre lieber Sportlehrerin oder Journalistin geworden, aber das war angesichts der privaten Umstände nicht drin“, sagt Mirbeth heute aber damals. Ihr Vater stirbt, da ist sie 14. Die Mutter, der ältere Bruder und Marlies müssen den Hof von nun an alleine bewirtschaften. Doch mit der Zeit findet sie tatsächlich Freude an der Lehre. Vor allem in der Vermögensberatung geht sie auf: wenig Schreibtischarbeit, viel Kundenkontakt, genau ihr Ding.

Nach der Lehre wird sie übernommen, soll Kunden jetzt alleine beraten, wie sie

ihre Geld am besten anlegen, doch die Fragen die 19-Jährige ruhmilässig: „Haben Sie keinen Herren für die Beratung?“ Ein Rückzug hinter den Schreibtisch kommt für Mirbeth trotzdem nicht in Frage. „Die Reaktion der Kunden war doch ganz normal, ich hätte vermutlich ähnlich reagiert.“ Am Ende macht sie den Job acht Jahre lang, schreibt mittags die neuesten Aktienkurse mit, die ein Radiosender in München verliert, verschickt Wertpapieraufträge mit der Post, die irgendwann am nächsten Tag bei der Börse eintrudeln, und freudlich darüber, 400 Kunden zu haben, die sie mehr und mehr als Beraterin respektieren.

Die Kunden sind auch der Grund, warum sie zögert, als sie einen Job in der Hypo-Zentrale in München angeboten bekommt. „Ich dachte mir, was soll ich da ohne meine Kunden?“ Aber dann reißt sie die Herausforderung doch. Nach holländischem Vorbild will die Hypo eine Direktmarketingbank aufbauen. Bankgeschäfte ohne Filiale, das, so die Vision Ende der 80er, wird die Zukunft sein. Und Marlies Mirbeth, 28, aus Regensburg, soll sie aufbauen.

In München erwarten sie ein eher Schreibtisch, ein Telefon, der Name einer Bank in Holland und die Ansage „mach mal!“ Und Marlies, wie die Sachbearbeiterin damals noch von vielen Kollegen genannt wird, macht. Sie klappert zwischen Kempten und Garmisch alle Filialen ab, wirbt für das neue Vertriebssystem, das so neuromodisch Ding wie Callcenter propagiert, und nimmt selbst den Hörer in die Hand, um skeptischen Filialleitern zu demonstrieren, dass man Kunden tatsächlich am Telefon beraten kann. Offenbar mit Erfolg. Vier Jahre später wird sie Fachabteilungsleiterin bei der Hypo in Garmisch-Patenkirchen, mit 32.

Wieso sitzt da jetzt eine Frau? Dieser Frage begegnet Marlies Mirbeth mit jetzt immer wieder im Job, mal verpackt in abschätzige Blicke, mal offen kommuniziert,

„Ich wollte dir nur sagen: Von einer Frau lässt ich mir fern räumlich.“ lässt ein Mitarbeiter in Garmisch die neue Chefin gleich wissen. Und die: „Ich hab' ihm gesagt: Jetzt lass uns einfach mal anfangen, zusammen zu arbeiten.“ Mir war klar, dass die Situation für alle ungewohnt war, das waren ja alles gestandene Bayern.“ Wenigstens spricht die neue Chefin deren Sprache – wohnt auch mit Oberpfälzer Einschlag und teilt deren Leidenschaft für die Berge. Ein paar Monate dauert es, dann darf „die Marlies“ mit auf den Berg und ins Wirtshaus. Bis heute ist sie mit vielen von damals befreundet. „Besonders gefallen hat mir die Gradienheit der Menschen. Sie haben offen gesagt, was sie dachten.“

Nach vier Jahren auf dem Land kehrt sie zurück nach München. Aus „der Marlies“ wird „Frau Mirbeth“, Niederlassungsleiterin im Bereich Vermögensanlage. Die einzi-

ge Frau unter neun Männern. Und ausgerechnet die bekommt die Hauptverantwortung, das Flagggeschiff zu steuern während ihre Freundinnen Kinder kriegen, ist sie damit beschäftigt, den Kollegen zu beweisen, dass sie das Flagggeschiff zu Recht steuern darf. Eine eigene Familie zu gründen, ist für sie kein „vorrangiges Ziel“, auch wenn sie es nie ablehnt. „Es hat sich einfach nicht ergeben“, sagt sie heute.

Sie hat gelernt, ihr Netzwerk nicht nur auf Sympathien zu gründen, sondern auch auf Nützlichkei

Ihre Arbeitstage sind seitdem nicht kürzer geworden. Vor 21 Uhr ist sie fast nie zu Hause, ihre Freundinnen klagen, dass man sich nicht mal auf einen Kaffee mit ihr treffen könne. Gemeinsame Momente mit ihm

rem Lebenspartner, mit dem sie seit 15 Jahren liiert ist, sind selten. Zeit zum Gollern, Skifahren, Wandern ist ebenso rar. „Demütlich ist im Management gar nichts. Das ist ein verdammt harter Job – aber das ist er auch für Männer. Die wollen ihre Familien auch mal sehen“, sagt Mirbeth. Eines entscheidenden Vorteil hätten die Männer allerdings: „Das Management ist eine überwiegend männliche Domäne. Und die Mehrheit bestimmt die Spielregeln. Wenn wir Frauen mitspielen wollen, müssen wir die Regeln verstehen.“ Mirbeth hat sie inzwischen verinnerlicht. Sie hat gelernt, Reaktionen von anderen nicht immer persönlich zu nehmen. Sie hat gelernt, ihr Netzwerk nicht nur auf Sympathien zu gründen, sondern auch auf Nützlichkei. Sie hat gelernt, nicht immer darauf zu warten, dass sie gebeten wird.

Trotzdem unterscheidet sie von ihren männlichen Führungskollegen weit mehr als ein nackter Mann im Büro. Die Sichtweise ihres Gegenübers ist ihr wichtig, nur über ihre Funktion definiert zu werden ein Graus. Mit Inhalten will sie die Leute für sich gewinnen, nicht, weil sie „der Vorstand“ ist. Und obwohl die Arbeit alles für sie bedeutet, gibt es doch Dinge, die manchmal wichtiger sind. Als etwa ihre Mutter schwer an Demenz erkrankt, blockt sie jede Woche einen Nachmittag im rappellierten Vorstandskalender, um auch unter der Woche einmal heim, nach Regensburg, zu fahren. Ein halbes Jahr lang geht das so, dann stirbt die Mutter.

Fragt man Mirbeth, wo sie selbst sich in zehn Jahren sieht, antwortet sie: „Auf einem Bergbauernhof in Tirol und in der Stadt. Ich will auf ein zufriedenes Berufsleben zurückblicken und hoffe, dass nicht alle denken: Zum Glück ist die weg.“



Auch Spatenstiche für Grafenwasen stehen im Kalender von Marlies Mirbeth (rechts), hier mit Andrea Skerzies und Christina Strobl. 10/16 MAS